

Heinrich Federer

Autor(en): **Bloesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **13 (1913-1914)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HEINRICH FEDERER

Heinrich Federer gehört mit in die erste Linie der Schriftsteller, die das heutige schweizerische Schrifttum charakterisieren. Gerade weil er über das typisch Schweizerische hinauswächst. Wohl wurzelt er fest und unverkennbar in seinem Heimatboden, aber seine Bedeutung und seine Wirkung erstreckt sich weit über die Grenzpfähle. Wir dürfen stolz sein, dass er einer der Unsern ist und dies auch immer wieder betont, aber wir dürfen ihn nicht für uns beanspruchen. Wir haben auch nicht nötig, ihn mit patriotischem Maßstab zu messen, um ihn als einen wackern Mitkämpfer am großen Kulturwerk des deutschen Schrifttums zu lieben und zu rühmen. Seine Meisternovelle *Sisto e Sesto* wiegt eine mehrfache Jahresausbeute des ganzen deutschen Büchermarktes auf, und wir müssen schon auf Mörikes *Mozarts Reise nach Prag* zurückgreifen, um dem schmalen Bändchen ein Werk von ebenso fein ziselierter lebenswürdiger Kunst an die Seite zu stellen. Es ist unstrittig das Beste, was Federer bisher geschrieben hat und charakterisiert seine künstlerische Eigenart wohl am treffendsten: sein außerordentlich fein kultiviertes Sprach- und Stilgefühl, sein warmes, aller Kreatur entgegenschlagendes Herz, seine durch innere Kämpfe geläuterte Weltanschauung, seinen goldenen Humor, diese feinste Blüte inneren Reichtums.

Gleich das erste Buch, mit dem Federer spät erst hervortrat, seine *Lachweilergeschichten*, ließen alle diese Vorzüge erkennen und wiesen ihm den Platz an, den andere schwer erkämpfen müssen und den er seitdem so unbestritten sich zu behaupten wusste. Es sind nur einige kleine Erzählungen, nicht alle gleichwertig, nicht alle einwandfrei, nicht außerordentlich, nicht verblüffend, aber überzeugend. Man las aus dem Buch heraus die lebenswerten und sympathischen Züge eines Mannes, der uns einlud, in seinen wohlbestellten Garten einzutreten. Man wusste, hier würde einem keine tropisch überhitzte Treibhausluft entgegen schlagen; hier wartete kein wildes Chaos aufgerissenen Bodens, dichten Gestrüpps und sumpfiger Tümpel, aus denen man sich die Blüten zusammensuchen musste. Man würde an sorgsamer Hand auf wohlgepflegten Wegen und weislich angelegten Weglein herumgeführt zwischen den Blumenbeeten und den Heckensträu-

chern. Ein munterer Gärtner hatte hier mit kluger Hand die Farben verteilt, aus reichem Überfluss den kräftigen Samen ausgestreut, hatte da und dort mit der Schere barocke Formen zugestutzt, launige Irrgärtlein angelegt, da und dort auch ragende Schattenbäume gepflanzt, und auf all die Herrlichkeit schien aus heiterem Himmel die wärmende Sonne.

Solche Erwartungen weckten der *Nachwächter Prometheus*, *Der gestohlene König von Belgien*, und *Die Manöver*. Die nachfolgenden Romane entsprachen ihnen nicht ganz. Man fand darin alle diese Dinge wieder, aber aus einer andern Perspektive geschaut. Der anmutig plaudernde Erzähler wuchs zum ernststen Schilderer. Die kleinen Geschichten, von denen man noch reichen Nachschub erwartete, genügten Federer nicht mehr. Wohl zerbrach ihm beim großen Guss mitunter die Form, weder *Berge und Menschen* noch *Pilatus* sind von der einwandfreien, abgerundeten Geschlossenheit, die die kleinen Erzählungen auszeichnet; aber wenn das dem Künstler in vieler Augen vielleicht etwas Abbruch tat, so wuchs dafür der Mensch. Hier offenbarte sich dafür etwas Großes und Ganzes von beneidenswerter innerer Fülle. Man mochte *Pilatus* als Kunstwerk ablehnen, als einen Rückgang zu dem vorangegangenen Roman empfinden; aus beiden trat einem die lebenswürdige, festgegründete Persönlichkeit entgegen. Man mochte mit ihr hadern, man musste sie lieben. Zur Bewunderung zwang dann das kleine Meisterwerk *Sisto e Sesto*. Eine frei schaltende Künstlerphantasie hat hier auf einem historischen Hintergrund ein Kulturbild gezeichnet, mit wenigen meisterhaften Strichen umrissen und mit einer Überfülle feinsten Kleinarbeit ausgemalt zu einer überzeugenden Lebendigkeit und Wahrheit, die von einem überragenden Künstlerwillen Zeugnis ablegten. Hätte Federer nur dies eine schmale Bändchen geschrieben, man müsste ihn den Besten zuzählen.

Mit seinem neuesten Buch der *Jungfer Therese* knüpft Federer wieder an seine ersten Erzählungen an. Er nennt das Werk eine *Erzählung aus Lachweiler*. Aber es ist ein neuer, ein anderer Geist, der daraus sprüht. Die Erzählung spielt sich auf dem gleichen lebenswürdig schweizerischen Hintergrund ab wie seine ersten Geschichten. Der Unterton ist der selbe: köstliche Daseinsfreude und goldener Humor; aber sind die Lachweilergeschichten

einer munteren Erzählerfreude entsprungen, so strömt aus der *Jungfer Therese* der schwerere Atem eines Bekenntnisbuches; aus der beruhigenden und wohligen Perspektive einer objektiven Distanz, die mit versöhnendem Lächeln auf durchgerungene Kämpfe zurückschaut. So will und so verlangt es die künstlerische Eigenart Federers. Dass er sich dadurch um die zündende Gewalt bringt, die ein miterlebtes Herzensdrama ausübt, das mag man bedauern; man kann und wird es nicht von ihm verlangen. Federer ist keine Kampfnatur, die einen mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführten Tendenzroman als Fehdehandschuh hinwirft. Seine sonnige Daseinsfreude verlangt nach einem Ausgleich mit dem Bestehenden, das Leben und die hehre Natur der Schweizerberge sind zu schön, als dass sich darin nicht sollte zufrieden leben lassen, und so wirft er sein reformatorisches Buch ins Feuer. Man kann dem Verfasser dieses Ausklingen des Buches als schwächliches Paktieren verübeln, man kann aber darin auch einen Ausdruck gesunder bodenständiger Kraft erblicken, je nach dem Standpunkt des Beschauers. Wer selber nicht zum Fanatiker geboren ist, wird sogar Federer beistimmen, wenn er seinen Kaplan, in dem es jugendlich modernistisch gärt, besiegt werden lässt von der derben gesunden Menschlichkeit der Jungfer Therese, die unangefochten von des Gedankens Blässe ihren Weg gradaus geht und dabei einen schlichten, heldenhaften Seelenadel beweist, der das Herz erobert. Man hat das Gefühl, dass sich Federer in diesem Buch eigene innere Kämpfe von der Seele geschrieben habe und liest die Geschichte deshalb mit doppeltem Interesse und Anteil. Dass dabei nicht nur eine objektivierende Distanz, sondern auch die Federer eigenen Einzelschönheiten in kräftigen Vergleichen, klugen Beobachtungen und stimmungssatten Landschaftsschilderungen einen goldenen Schein über die Erzählung breiten, mag ihrer unmittelbaren Wirkung vielleicht etwas Abbruch tun; wir sind dafür dankbar, denn um so reiner weht dafür darin die reine Luft absoluter Kunst. Diese künstlerischen Vorzüge heben das Buch auch aus dem konfessionellen Nährboden in das lichte Reich des künstlerisch Schönen. Die katholische Schweiz hat bisher nur wenige literarische Führer hervorgebracht; um so mehr freut es uns übrige Schweizer, dass sie uns neben Meinrad Lienert noch Heinrich Federer geschenkt hat.

HANS BLOESCH

